

Besprechungen

Heinz Bonfadelli / Birte Fähnrich / Corinna Lühje / Jutta Milde / Markus Rhomberg / M. S. Schäfer (Hrsg.)

Forschungsfeld

Wissenschaftskommunikation

Wiesbaden: Springer VS, 2017. – 476 S.

ISBN 978-3-658-12897-5

Wissenschaftliche Erkenntnisse und Informationen haben in unserer modernen Wissens- und Mediengesellschaft einen besonderen Stellenwert, und nicht selten dienen sie als Basis wichtiger politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und individueller Entscheidungen. Da die Mehrheit der Entscheidungsträger ihre wissenschaftlichen Informationen über traditionelle Massenmedien und zunehmend auch über Onlinemedien und Social Media erhält, ist die Erforschung der medialen Vermittlung, Repräsentation und Darstellung wissenschaftlicher Themen sowie deren Rezeption und Wirkung auf verschiedene Publika ein zentraler Gegenstand der Kommunikationswissenschaft.

Die jüngst merklich gestiegene Anzahl an Publikationen, Forschungsprojekten, neuen Lehrstühlen und Studiengängen und nicht zuletzt die Gründung einer eigenen Fachgruppe innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zeigen deutlich, dass sich die Wissenschaftskommunikation auch in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft als ein zentrales Forschungsfeld etabliert hat. Darüber hinaus haben sich das Verständnis, die Formen, Themenbereiche und Perspektiven auf Wissenschaftskommunikation in den letzten Jahren deutlich verändert. Doch trotz der gestiegenen Relevanz des Forschungsfelds und des Gegenstandsbereichs mangelte es bis zum Erscheinen dieses Bandes im deutschsprachigen Raum an einer Publikation, die sich systematisch mit der gesamten Breite des Forschungsfelds auseinandersetzt und dabei explizit neue Trends in der Wissenschaftskommunikationsforschung und bislang weniger etablierte Forschungsbereiche mit einbezieht. Aber eben dieses anspruchsvolle Ziel hat sich das Herausgeberteam dieses Bandes, bestehend aus Heinz Bonfadelli, Birte Fähnrich, Corinna Lühje, Jutta Milde, Markus Rhomberg und Mike S. Schäfer, gesetzt.

Um einen umfassenden Einblick und Überblick über den heutigen Stand des Forschungsfelds Wissenschaftskommunikation zu geben, gliedert sich der Band in sechs inhaltliche Teile:

Nach dem Einleitungskapitel führt der zweite Teil systematisch in die historischen und theoretischen Grundlagen des Forschungsfeldes ein, die unterschiedliche theoretische Zugänge in die Wissenschaftskommunikation auf einer Makro-, Meso- und Mikroebene umfassen. Der dritte Teil setzt sich mit der Forschung zur Kommunikation innerhalb der Wissenschaft auseinander, wobei zwischen formaler und informeller Wissenschaftskommunikation unterschieden wird. Neue Erkenntnisse eröffnet insbesondere der Beitrag zur informellen, internen Wissenschaftskommunikation, die als Forschungsbereich in bisherigen Publikationen kaum thematisiert wird.

Der vierte Teil setzt sich mit Kommunikationsprozessen zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Akteuren auseinander. Während die Beiträge zur strategischen Kommunikation von Wissenschaftsorganisationen und zur Kommunikation zwischen Wissenschaft und Politik zwei bereits gut erforschte Themenfelder behandelt, widmen sich die Beiträge zur Kommunikation mit Laien durch Wissenschaftsveranstaltungen und zur Kommunikation zwischen Wissenschaft und Wirtschaft bislang weniger etablierten Forschungsfeldern.

Im anknüpfenden fünften Teil steht die Kommunikation über die Wissenschaft im Fokus. Zwei der Beiträge nehmen den traditionellen Wissenschaftsjournalismus sowie die Darstellung von Wissenschaft in Unterhaltungsangeboten in den Blick – Letzteres ein relevanter, aber bislang wenig etablierter Forschungsbereich. Komplettiert wird dieser Teil durch die Beiträge zur Rezeption und Wirkung öffentlicher Wissenschaftskommunikation und zur Online-Wissenschaftskommunikation, die nicht nur einen Überblick über den aktuellen Stand der Forschung geben, sondern auch gegenwärtige Entwicklungen und zukünftige Forschungsperspektiven in den jeweiligen Forschungsbereichen diskutieren.

Der sechste Teil behandelt verschiedene Themenfelder der Wissenschaftskommunikation mit dem Ziel, die thematische Diversität des Forschungsfeldes aufzuzeigen. Neben der Präsentation von Erkenntnissen über die Kommunikation von Risiken, Umweltproblemen und -Technologien wird Forschung aus den angrenzenden Themenfeldern wie der Nachhaltigkeit sowie der Medizin- und Gesundheitskommunikation vorgestellt. Ein letzter Beitrag befasst sich mit der Bedeutung der Sozial- und Geisteswissenschaften im öffentlichen Diskurs, wodurch das Themenspektrum im Vergleich zu bisherigen Publikationen erweitert wird. Im abschließenden Teil des Bandes werden verschie-

dene Forschungs- und Praxisperspektiven von Wissenschaftskommunikation diskutiert, die sowohl Lücken und relevante Fragestellungen für die zukünftige Wissenschaftskommunikationsforschung aufzeigen als auch Möglichkeiten des Austauschs zwischen Forschung und Praxis darlegen.

Resümierend ist zum Band „Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation“ mit seinen insgesamt 24 Beiträgen festzuhalten, dass es den Herausgeberinnen und Herausgebern sowie allen beteiligten Autorinnen und Autoren gelungen ist, einen wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Wissenschaftskommunikation zu leisten. Der Sammelband bietet seinen Leserinnen und Lesern einen umfassenden, gut strukturierten und verständlichen Überblick über die gesamte Breite des Forschungsfelds Wissenschaftskommunikation, legt den bestehenden Forschungsstand dar und zeigt gleichzeitig aktuelle Entwicklungen und Perspektiven für die zukünftige Wissenschaftskommunikationsforschung auf.

Besonders positiv ist hervorzuheben, dass in diesem Band bewusst nicht nur die klassischen Themenfelder und bereits etablierte Forschungsbereiche umrissen werden, sondern dass gezielt neue und bislang weniger erforschte Bereiche der Wissenschaftskommunikation Berücksichtigung finden, wodurch sich der Band deutlich von anderen Überblicksbänden abgrenzt. Die Publikation unterstreicht die wissenschaftliche, politische und gesellschaftliche Bedeutsamkeit, die Entwicklung und nicht zuletzt die Vielschichtigkeit des Forschungsfelds Wissenschaftskommunikation, wodurch der Band nicht nur für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sondern für ein breiteres interessiertes Publikum zu empfehlen ist.

Dorothee Arlt

Stefan Bosshart

Bürgerjournalismus im Web

Kollaborative Nachrichtenproduktion am Beispiel von „Wikinews“

Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft, 2017. – 416 S.

ISBN 978-3-86764-711-3

(Forschungsfeld Kommunikation, Bd. 37)

In dieser überarbeiteten Fassung seiner Dissertation von 2014 (Universität Fribourg) stellt Stefan Bosshart die Frage, ob im Internet funktionale Äquivalente zum professionellen Journalismus entstehen. Diese Frage ist in den vergangenen Jahren bereits von anderen Autoren

bearbeitet worden (z. B. Neuberger et al. 2009). Die vorliegende Untersuchung leistet jedoch einen Mehrwert, da sie mit der kollaborativen Nachrichtenplattform *Wikinews* ein Angebot in den Mittelpunkt stellt, das explizit einen journalistischen Anspruch erhebt, aber gleichzeitig nicht in einen professionellen und institutionellen Zusammenhang eingebunden ist.

Im Theorieteil klärt die Arbeit zunächst grundlegend, welche Leistungen Journalismus erbringt und anhand welcher Merkmale er sich, auch im Internet, identifizieren lässt. Dabei verzichtet die Arbeit auf die einfache Eingrenzung des Gegenstandes nach Strukturmerkmalen wie Profession oder Redaktion, die den sog. Bürgerjournalismus à priori ausschließen würden. Stattdessen leitet Stefan Bosshart aus verschiedenen Theoriesträngen – konkret systemtheoretischen Journalismuskonzepten, dem zeitungswissenschaftlichen Ansatz von Otto Groth, der darauf aufbauenden Theorie der Sozialen Zeit-Kommunikation und der Literatur zur Qualität im Journalismus – systematisch inhaltlich-funktionale Kriterien für Journalismus her. Mit diesem Vorgehen macht es sich der Autor nicht leicht. Andere Arbeiten (insbesondere Engesser 2013) haben ebenfalls eine funktionale Definition zugrunde gelegt, aber dann auf Qualitätskriterien als Bindeglied zwischen den gesellschaftlichen Aufgaben und dem Journalismus zurückgegriffen. Obwohl die von Bosshart herangezogenen Zugänge aus unterschiedlichen Traditionen stammen, z. B. der Systemtheorie und dem zeitungswissenschaftlichen Ansatz von Otto Groth, weisen die so abgeleiteten zwölf Kriterien eine erstaunlich hohe Übereinstimmung untereinander auf. Die Hauptfunktion macht Bosshart dabei, historisch hergeleitet, in der Vermittlung aus.

Im zweiten Theorieteil widmet sich die Arbeit dem Untersuchungsgegenstand. Dabei wird der sog. Bürgerjournalismus gegenüber ähnlichen Konzepten, konkret dem partizipativen Journalismus und dem Public Journalism, abgegrenzt und definiert. Diese analytische Trennschärfe, die sich nicht einheitlich in der Literatur finden lässt, ist nicht nur mit Bezug auf die Forschungsfrage hilfreich. Der vorgestellte Forschungsstand zu älteren Formen der Laienkommunikation und jüngeren Formen im Internet zeigt, dass diese Formen keine gleichwertigen Leistungen zum professionellen und institutionalisierten Journalismus erbringen, sondern als komplementär einzustufen sind. Der gesamte theoretische Teil zeichnet sich durch eine stringente Darstellung und sehr akribische Recherche aus. Die Literatur ist systematisch nur bis zur Einreichung der Disser-

tation eingearbeitet und wurde anschließend punktuell aktualisiert.

Im empirischen Teil untersucht die Arbeit mit *Wikinews* eine kollaborative Nachrichtenplattform von Laien, die in ihrem Leitbild und den Nutzungsregeln den Anspruch auf ein journalistisches Angebot erhebt. Die Untersuchung basiert dabei auf zwei Teilstudien: In der ersten Teilstudie wird die Berichterstattung der kollaborativen Nachrichtenplattform mittels einer Themenstrukturanalyse mit dem Online-Angebot der Süddeutschen Zeitung verglichen. Die Daten stammen dabei von September bis November 2009, ein Zeit-Lag, der jedoch bei Dissertationen häufiger ist.

Die zweite Teilstudie untersucht mittels einer Argumentationsanalyse, wie in *Wikinews* im Vergleich zu den Online-Angeboten von vier überregionalen Tageszeitungen unterschiedlicher Ausrichtung (*Süddeutsche Zeitung*, *Welt*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und *taz*) über das Infrastrukturprojekt *Stuttgart 21* berichtet wurde. Untersuchungszeitraum ist Oktober bis Dezember 2010. Auch im empirischen Teil beeindruckt die Arbeit durch die detailliert geschilderte Operationalisierung. Allerdings lässt sich das Codebuch zur Arbeit inzwischen nicht mehr, wie beschrieben, auf der Website des UVK-Verlages finden, da inzwischen Programmteile vom Halem-Verlag übernommen wurden. Auch dort konnte das Codebuch nicht auf der Website gefunden werden.

Beide Teilstudien zeigen, dass *Wikinews* größtenteils nicht dieselben Leistungen wie die Berichterstattung in den Online-Angeboten der professionellen Tageszeitungen erbringt. Ein zentraler Befund der ersten Teilstudie ist beispielsweise, dass *Wikinews* in gut 80 Prozent der Beiträge auf die Massenmedien als Informationsquelle verweist. Dies zeigt, in welchem starken Maße die kollaborative Nachrichtenplattform von den Leistungen des professionellen und institutionalisierten Journalismus abhängt.

Ein weiterer interessanter Unterschied ergibt sich in der zweiten Teilstudie bei der Vielfalt und Ausgewogenheit der zu Wort kommenden Akteure. So werden bei *Wikinews* deutlich mehr zivilgesellschaftliche Sprecher zitiert als in den Online-Angeboten der Tageszeitungen. Die Deutsche Bahn AG selbst kommt kein einziges Mal direkt zu Wort. In den Massenmedien dagegen erhalten Regierungs- und Verwaltungsvertreter und der offizielle Streitschlichter Heiner Geissler mehr Raum. Der Autor zieht den Schluss, dass *Wikinews* bezüglich bestimmter Punkte eine Nähe zu klassischen Alterna-

tivmedien aufweist, obwohl er das Angebot nicht grundsätzlich dort verortet.

Insgesamt leistet die Arbeit einen Beitrag, das Forschungsfeld zum sog. Bürgerjournalismus weiter zu erschließen. Die Generalisierbarkeit der Ergebnisse ist indes durch die Auswahl des Gegenstandes und die Untersuchungsanlage stark begrenzt, wie der Autor auch selbst diskutiert. Dabei werden Grenzen vor allem an drei Stellen gesetzt: 1) durch die ausschließliche Konzentration auf *Wikinews*, einem Angebot, das sich deutlich von anderen Laienangeboten unterscheidet, und hier auch nur der deutschen Ausgabe, 2) durch die Begrenzung der Argumentationsanalyse auf den Fall *Stuttgart 21* und 3) durch die Auswahl der Vergleichszeitungen und ihrer Online-Angebote (z. B. ausschließlich die *Süddeutsche Zeitung* als Referenzgröße der Themenstrukturanalyse, wenngleich für die Argumentationsanalyse ein relative Bandbreite an Zeitungen gewählt wurde).

Stefan Bosshart argumentiert, dass mit der Auswahl von *Wikinews* und den erzielten Befunden illustriert werden könne, „welche journalistischen Vermittlungsleistungen Laienpublikationen im Netz *bestenfalls* (Herv. i. O.) erbringen können“ (S. 365). Obwohl der journalistische Anspruch der kollaborativen Plattform sicherlich ein Argument hierfür ist, erscheint es mir nicht ganz nachvollziehbar, warum die Befunde zwingend als maximal mögliche Benchmark für Laienpublikationen insgesamt gelten sollen.

Insgesamt überzeugt die Arbeit durch ihr klares und sorgfältiges Vorgehen und dürfte für alle, die sich sowohl theoretisch als auch empirisch für Nutzerpartizipation im (digitalen) Journalismus interessieren, lesenswert sein.

Annika Sehl

Literatur

- Engesser, Sven (2013): Die Qualität des partizipativen Journalismus im Web. Bausteine für ein integratives theoretisches Konzept und eine explanative empirische Analyse. Wiesbaden: Springer VS.
- Neuberger, Christoph; Nuernbergk, Christian; Rischke, Melanie (Hrsg.) (2009): Journalismus im Internet: Profession – Partizipation – Technisierung. Wiesbaden: VS Verlag.

Natalie Fenton
Digital, Political, Radical

Cambridge, Malden: Polity Press, 2016. – 226 S.
ISBN 978-0-7456-5086-9

Der Einstieg lässt an Dramatik nicht zu wünschen übrig: Zerbrechender Kapitalismus, Vampire in der globalen Finanzindustrie und das drohende ökologische Desaster bilden das düstere Einstiegsszenario, das die Leserinnen und Leser zuerst verdauen müssen, bevor sie Natalie Fenton mit ihrem Kernanliegen konfrontiert: der postulierten Harmlosigkeit der sozialwissenschaftlichen Analyse und der Notwendigkeit, der wissenschaftlichen Fundierung politische Aktionen folgen zu lassen. Fenton baut ihr Argumentationsgebäude auf vier Säulen: das kritische Verständnis in der Tradition der Frankfurter Schule, das Politische nach Gramscis Machtanalyse, das Radikale im lateinischen Wortsinn, also der Verankerung in Graswurzelorganisationen und den gesellschaftlichen Kontext, charakterisiert vor allem in wachsender Ungleichheit in einer immer stärker digital organisierten Gesellschaft.

In dieser Systematik spiegelt sich die Vielfalt der Persönlichkeit der Autorin treffend wider. In ihrem Berufsverständnis als Professorin für Medien und Kommunikation am Goldsmiths College der Universität London ist sie nicht nur der akademischen Wissenschaft verpflichtet, sondern sie verlässt als Gründungsmitglied der „Media Reform Coalition“ und als Vorstandsmitglied der Kampagnenorganisation „Hacked Off“ ihre Komfortzone und exponiert sich im öffentlichen Diskurs. Fentons Buch ist daher nicht nur als wissenschaftliche Abhandlung zu lesen, sondern auch als Handlungsanleitung für den effektiven Wissenstransfer der Kommunikationswissenschaft in die Sphäre des Politischen.

Zu Beginn greift Fenton Ergebnisse vorangegangener Debatten rund um das Verhältnis zwischen politischem Aktivismus und neuen Medien auf und betrachtet diese kritisch. Die derzeitigen Entwicklungen deuten auf das Herausbilden einer zunehmend internationalisierten, dezentralisierten und partizipatorischen Form von „radical politics“ hin, die sich bereits in unterschiedlichen Protestbewegungen (wie zum Beispiel im Occupy Movement) manifestiert hat und zu einer neuen Form und Bedeutung politischen Handelns führen kann. In dieser Hinsicht argumentiert die Autorin, dass virtueller Widerstand, gestützt auf technologische Innovationen, alleine nicht ausreicht, um konkrete Veränderungen in der Gesellschaft her-

vorzubringen. Dieser Widerstand stelle lediglich eine Form von Protest dar, liefere allerdings keine konkreten politischen Visionen. Laut Fenton ist „radical politics“ mehr als Protest: Vielmehr geht es um die soziale, politische und wirtschaftliche Transformation. So gesehen sind Aktionen für einen demokratischen sozialen Wandel nicht allein dem Internet geschuldet. Vielmehr werden solche Veränderungen aus der Lebenswirklichkeit hervorgebracht und vorangetrieben, die im konkreten Erleben von Unterdrückung und Ohnmacht wurzeln. In dieser Hinsicht, so Fenton, können die neuen Kommunikationstechnologien für ihre Nutzerinnen und Nutzer zwar befreiend wirken, die Gesellschaft demokratisieren sie jedoch nicht.

Im nächsten Schritt thematisiert Fenton den in emanzipatorischen Aktivistenkreisen typischerweise verhandelten Ansatz von Jürgen Habermas, der Kommunikationstheorie mit politischer Philosophie verbindet, um das Demokratisierungspotenzial des Internets zu erfassen. Sie kommt zum Schluss, dass dessen deliberative Konzeption von Öffentlichkeit die ungleich verteilten ökonomischen und politischen Ressourcen der Kommunikation im Internet nicht angemessen berücksichtigt. Radikale Änderungen des liberalen Politikmodells und der dahinter liegenden Machtstrukturen durch internetbasierte Gegenöffentlichkeiten sind in dieser Konzeption nicht vorgesehen. Trotz des gemeinhin als niederschwellig beurteilten Zugangs zum Internet bestünde nach wie vor ein „digital divide“, sowohl global als auch national. Die Nutzung des Internets zu politischen Zwecken korreliere stark mit sozialer Klasse und Bildung. Darin spiegeln sich die bekannten Befunde unterschiedlicher Grade politischer Partizipation. Insbesondere deckt sie den technikfixierten Irrglauben der Internet-euphoriker auf, mit der Pluralisierung der Kommunikationsangebote im Internet einen Automatismus für Demokratisierung in der Hand zu haben. Dieser „Pluralismusfetischismus“ bleibe ganz im neoliberalen Paradigma des vereinzelt Individuums verhaftet. Pluralismus allein vermag demnach nicht, gegen das liberale Politikmodell eine Alternative von vernetzten Subjekten zu entwickeln, die als politisches Kollektiv tatsächlich ein relevanter Machtfaktor wären. Fenton anerkennt die identitätsbildende Kraft von autonomen Interneträumen der Phantasie und der Kreativität. Sie fordert ein nicht-essentialistisches Verständnis des Subjekts im Sinne fluider Identitäten, das sich in einer Verpflichtung auf den Wert der Differenz ausdrückt. Darin liegt für sie der

Schlüssel zur politischen Wirksamkeit dieser Gegenöffentlichkeiten.

Darüber hinaus kritisiert sie die Überbetonung von Rationalität im deliberativen Demokratiemodell und plädiert für eine Erweiterung um eine affektive Dimension. Um die Gründe und Motivationen für politischen Aktivismus verstehen zu können, müssten nicht nur deliberative und partizipatorische sondern auch agonistische Demokratiekonzepte und Affekttheorien stärker berücksichtigt werden. Durch den Einzug der Online-Medien verlangen neue Verhaltensweisen und neue politische Rituale viel mehr nach einem prozessorientierten Verständnis des politischen Subjekts, das nicht nur rational und individualistisch, sondern vielfältig, emotional und widersprüchlich sein kann, und in erster Linie ein Subjekt des Widerstands ist. Aus diesem Grund spricht Fenton der Leidenschaft für das Politische einen höheren Stellenwert zu, um die Beziehungen zwischen Politik, Medien und sozialem Wandel zu begreifen. Ein umfassendes Demokratieverständnis kann deshalb nur durch das Zusammenspiel von sozialen und psychischen Gegebenheiten sowie zwischen dem „Makro-Pessimismus“ neoliberaler Strukturen und dem „Mikro-Optimismus“ eines handlungsfähigen Subjekts gelingen.

Auf der Meso-Ebene (Institutionalisierung) entstehen im digitalen Zeitalter verstärkt einzelne Formen radikaler Politik, die sich im vorherrschenden politischen System nicht etablieren können. Die Autorin macht dafür fehlende Organisation verantwortlich und analysiert anhand theoretischer Überlegungen und mithilfe praktischer Beispiele, welche Faktoren zur Organisation politischer Bewegungen relevant sind.

Ihrer Argumentation folgend stehen auf der einen Seite die erweiterte kreative Autonomie des Individuums, auf der anderen Seite kollektive Interessen. Nur in deren Balance entstehen politisch erstzunehmende Gegenbewegungen. Gerade durch digitale Kommunikationsmöglichkeiten werde die individuelle Autonomie überschätzt und es komme zu nicht-kontextualisierten und atomisierten Einzelbewegungen. Trotz der gesteigerten Partizipationsfähigkeit sind politische Aktivität und entsprechende Veränderung an materielle und kontextuelle Gegebenheiten gebunden und dementsprechend limitiert. Digitale Kommunikationsmöglichkeiten seien zudem durch neoliberale Strukturen geprägt, wodurch die Kommunikation in diesen Strukturen nur in seltenen Fällen vom vorherrschenden gesellschaftlichen Paradigma abweiche. Als Beispiel erwähnt die Au-

torin das oft thematisierte, in der Realität jedoch kaum ausgeschöpfte Demokratisierungspotenzial von Twitter.

Letztlich erfordert die Analyse gegenwärtiger politischer Bewegungen die Zusammenführung makrostruktureller Fragen von Politik und Ökonomie zu Fragen des institutionell ausgerichteten politischen Handelns mit Ansätzen der sozialen Konstruktion politischer Identitäten, also der „Politik des Seins“. Beide Zugänge sieht Fenton in der kontextualisierten Betrachtung von Macht vereint, in der nicht der Besitz, sondern auch das Gefühl von Machtlosigkeit eine zentrale Kategorie darstellt. Macht als Beschränkungen politischen Handelns, vor allem auch Medienmacht und politische Macht ökonomischer Akteure, stellt so den Ausgangspunkt für Kritik und Gegenbewegungen dar. In den Beispielen *Syriza* und *Podemos* sieht Fenton Ansätze neuer Formen radikaler Politik.

„Radical politics“ forciert die Repolitisierung des Ökonomischen und die Resozialisierung des Politischen, um vorherrschende Strukturen und hegemoniale Diskurse dem politischen Subjekt zugänglich zu machen. Gleichzeitig erkundet sie Alternativen progressiver Politik abseits klassischer Etiketten, indem sie Grundlage und demokratischen Antrieb aus sozialen Bewegungen ableitet.

Fentons Kritik an den oft rationalen und konsensorientierten Demokratiemodellen in der Kommunikationswissenschaft eröffnet konzeptionelle Freiräume mit Anschlusspunkten an agonistische und affektiv-emotionale Konzepte. Diese Erweiterung ist nicht der Weisheit letzter Schluss und auch kein politisches Rezeptbuch. Aber darum geht es Fenton gar nicht: vielmehr darum, diese theoretisch modellierte Verbindung in der politischen Praxis auf den Boden zu bringen.

Josef Trappell

An dieser Rezension haben neben dem Autor mitgewirkt: Isabella Dissertori, Mihael Djukic, Stefan Gadringer, Roland Holzinger und Jörg Schneider.

Julia Genz / Paul Gévaudan

Medialität – Materialität – Kodierung

Grundzüge einer allgemeinen Theorie der Medien

Bielefeld: transcript, 2016. – 236 S.

ISBN 978-3-8376-3600-0

(Edition Medienwissenschaft)

Die kommunikationswissenschaftliche Forschung befindet sich in einer paradoxen Situation: Sie ist in ihrer Arbeit hochspezialisiert und produziert qualitativ wie quantitativ umfangreiche Erkenntnisse zu verschiedensten Objekten. Gleichmaßen sind ihre Grundbegriffe weitgehend ungeklärt und werden in lediglich punktuell geführten Diskussionen verhandelt. Julia Genz und Paul Gévaudan liefern einen weiteren Beitrag zu dieser Debatte und versprechen mit dem Buch „Medialität – Materialität – Kodierung“ nicht nur, den Begriff „Medium“ zu klären, sondern auch neue Verbindungspunkte zu angrenzenden Forschungsfeldern aufzuzeigen, um so die verstreuten Anstrengungen zu bündeln. Bemerkenswert ist hier, dass die Autorin und der Autor nicht in der Kommunikationswissenschaft verortet sind, sondern Lehrstühle für Komparatistik bzw. Romanische Sprachwissenschaft innehaben. Der Blick von Genz und Gévaudan folgt somit der eigenen fachlichen Logik und fokussiert notwendigerweise auf die dort zentralen Theorien und Argumentationsgänge.

Die angekündigte Entwicklung der „Allgemeinen Theorie der Medien“ erfolgt in drei Schritten, die auch den Hauptkapiteln des Buchs entsprechen. Im ersten Abschnitt „Medialität und Semiose“ wird ein Verständnis vom Begriff des Mediums entwickelt, das linguistisch bzw. zeichentheoretisch begründet ist. Genz und Gévaudan verstehen Zeichen als Prozesse, deren Bedeutungen nicht statisch sind, sondern immer in Abhängigkeit von Interpretierenden geschaffen werden. Dies wird von verschiedenen Kontexten beeinflusst, die im zweiten Kapitel „Materialität“ spezifiziert werden. Hier wird mit Rückgriff auf literaturwissenschaftliche Befunde ausgeführt, dass Zeichen an materielle Träger gebunden sind. Demzufolge wird die Wahrnehmung der Zeichen durch Interpretierende kontextualisiert, aber auch die weitere Produktion und Reproduktion von Zeichen beeinflusst. Hieraus entstehen Prozesse der „Kodierung“, die im dritten Kapitel des Buchs dargelegt werden. Es werden Prozesse der individuellen und konventionellen Zeichenproduktion und -rezeption beschrieben. Darüber hinaus gehen Genz und Gévaudan

dan auf mögliche Verhältnisse von Medien untereinander ein und berichten beispielsweise über Phänomene der Intermedialität und Transmedialität, die sowohl im linguistischen als auch literaturwissenschaftlichen Forschungskontext derzeit eine wichtige Rolle spielen.

Zusammengenommen bilden diese drei Aspekte der Semiose, der Materialität und der Kodierung den Kern von *Medialität*, also des prozesshaften Interpretierens von materiell aufbereiteten Zeichen. Als Ergebnis des Argumentationsgangs wird die „Allgemeine Theorie der Medien“ entwickelt, die es erlauben soll, verschiedene Ausdrucksformen von Medialität in unterschiedlichen sozialen, historischen und kulturellen Kontexten empirisch wie theoretisch zu analysieren. Das Ergebnis löst das eingangs aufgestellte Versprechen aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive jedoch nur zum Teil ein. Dies liegt vor allem an verkürzten theoretischen Argumentationen, die durch weitere Befunde ergänzt werden müssten, um dem eigenen Anspruch gerecht werden zu können.

Auf formaler Ebene ist der vorgelegte Argumentationsgang stringent aufgebaut. Genz und Gévaudan folgen einer übergreifenden narrativen Logik und entwickeln aus einem Set von Grundannahmen ein immer komplexer werdendes Theoriegebäude. Dieses fußt auf dem „Kanon“ der medienwissenschaftlichen Diskussionen innerhalb der Sprach- und Literaturwissenschaften, also den Heimatdisziplinen der Autorin und des Autors, der dort als bekannt vorausgesetzt werden kann und deswegen nur knapp wiedergegeben werden muss. Für ein kommunikationswissenschaftliches Publikum erscheinen die Ausführungen jedoch verkürzt. Das eigenständige Studium des Textes ist natürlich möglich. Auch im Seminarkontext kann es interessant sein, sich diesen Gedanken zu nähern und die jeweiligen Positionen vor dem Hintergrund weiterführender Literatur zu diskutieren. Dem Buch ist ein „Spickzettel“ aus festem Karton beigelegt, auf dem die wichtigsten Abbildungen festgehalten sind. Für Leser*innen werden somit die argumentativen Grundlagen visualisiert. Hilfreich sind auch die rekapitulierenden Passagen im gesamten Text. Interne Verweise auf vorhergehende Argumente unterstützen zusätzlich beim eigenständigen Studium.

Mit Blick auf die *Anwendung in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung* bietet das Buch einen guten Ansatzpunkt für eine grundlegende Kritik an derzeit verwendeten Mediumsbegriffen. Greift die theoretische Ar-

gumentation des Autorenteams auch stellenweise zu kurz, ihre Grundidee, Medien als Ereignisse und Prozesse aufzufassen, die an materielle Formen gebunden sind und Kodierungstätigkeiten bei Produzierenden und Rezipierenden nach sich ziehen, ist für eine *sozialwissenschaftlich orientierte Kommunikationswissenschaft* äußerst fruchttragend. Während die semiotische Grundlegung in etablierten Medienbegriffen, etwa von Ulrich Saxer (1999) oder Siegfried J. Schmidt (2008) nur eher randständig vorkommt und der Fokus auf institutionelle bzw. gesellschaftliche Aspekte von Medien gelegt wird, betonen Julia Genz und Paul Gévaudan Aspekte der Materialität und der Prozesshaftigkeit von Medien. Durch diese zeichentheoretischen Ergänzungen werden die bereits erzielten Erkenntnisse über Prozesse der Produktion, Distribution und Rezeption neu eingeordnet und bieten die Möglichkeit einer interdisziplinären Erweiterung.

Das Buch zeigt neue Ideen für eine alte Debatte auf. Nun ist es an den Wissenschaftler*innen der verschiedenen Disziplinen, ihre jeweiligen Positionen miteinander in Beziehung zu bringen und diese Ideen interdisziplinär umzusetzen. Das Buch bietet hierfür viele inspirierende Möglichkeiten an. Eine „Allgemeine Theorie der Medien“ finden Kommunikationswissenschaftler*innen jedoch nicht vor, da grundlegende Theoriebestände unserer Disziplin nicht aufgegriffen und verarbeitet wurden. Das zentrale fachliche Problem der uneinheitlich verwendeten Grundbegriffe wird auch durch den Blick von Außen nicht gelöst. Allerdings bündelt der Band die Lesarten der Linguistik und Literaturwissenschaft auf Medien und ist innerhalb dieser Perspektiven beachtenswert.

Martin R. Herbers

Literatur

- Saxer, U. (1999). Der Forschungsgegenstand der Medienwissenschaft. In J.-F. Leonhard, H.-W. Ludwig, D. Schwarze, & E. Straßner (Hrsg.), *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien- und Kommunikationsformen* (S. 1–14). Berlin, New York: de Gruyter.
- Schmidt, S. J. (2008). Der Medienkompaktbegriff. In S. Münker & A. Roesler (Hrsg.), *Was ist ein Medium?* (S. 144–157). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Christoph Kuhlmann

Kommunikation als Weltbezug

Köln: Herbert von Halem, 2016. – 308 S.

ISBN 978-3-86962-219-4

Christoph Kuhlmann hat wegen seines hohen Lehrdeputats nicht die Zeit, viele Bücher zu schreiben. Aber wenn er eines schreibt, hat es intellektuelles Gewicht. Nach seiner viel beachteten und wegweisenden Dissertation ist das zweite Buch erschienen über den Weltbezug von Kommunikation.

Ich hatte durchaus erwartet, dass sich Kuhlmann bei diesem Thema erneut am (radikalen) Konstruktivismus abarbeiten würde. Es ist leider auch wieder die trivialisierte Version (der negativen Ontologie der Weltleugnung), welche in Stellung gebracht wird. Für Kuhlmann ist es klar, dass der Konstruktivismus den Bogen überspannt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat und dass Kompromisstheorien wie Benteles Rekonstruktivismus zu bevorzugen seien. (Ganz so sicher scheint er sich dennoch nicht zu sein, weil immer wieder mal auf einen „wahren Kern“ des Konstruktivismus verwiesen wird.) Jedoch habe ich kein Argument entdeckt, das die Konstruktivismusdebatte weiterbrächte – hier sind die Konstruktivist*innen selbst viel weiter (siehe die neueren Ansätze von Siegfried J. Schmidt oder von Josef Mitterer, die leider im Buch nicht diskutiert werden). Daran gibt es offenbar auch kein Interesse, sondern in typisch kritisch-rationalistischer Manier nur an der Widerlegung des konstruktivistischen Irrglaubens und der damit verbundenen Fehlentwicklung der Wissenschaft. Das wirkt bei aller sonst beachtenswerten intellektuellen Leistung irgendwie altbacken und rechthaberisch, aber diesen Vorwurf wird der so Kritisierte mit Sicherheit dem kritisierenden Rezensenten zurückgeben, sodass wir wieder in unsere getrennten Epistemologien zurückkehren können. Oder, diesen Weg würde ich bevorzugen, man kann das Buch konstruktivistisch gegen die Intention des Verfassers lesen.

Jenseits der Konstruktivismus-Realismus-Kontroverse hat die theoretische Abhandlung allerhand zu bieten. Zunächst gehört der Verfasser zu den wenigen Kommunikationswissenschaftlern, die sich trauen, philosophische Ansätze einzubeziehen (Idealismus, Existenzphilosophie, Kritische Theorie, Systemtheorie usw.) und die auch die Kompetenz haben, dies zu tun und auf relevante Fragen der Kommunikationswissenschaft zu beziehen. Die Theorie des Weltbezugs erweitert und abstrahiert dabei die üblichen kommunikationswissen-

schaftlichen Fragestellungen. Natürlich erfindet Kuhlmann nicht die Unterschiedlichkeit von Weltbezügen (wahrnehmen, fühlen, meinen, vorstellen, handeln usw.), aber er systematisiert sie, differenziert sie aus und nimmt sie vor allem ernst (Gefühle sind nichts Minderwertiges gegenüber Wissen!). Interessant ist etwa die Abgrenzung von Kommunikation und Handeln, denn dadurch wird die Kommunikationswissenschaft nicht überheblich als Überdisziplin betrachtet, sondern eingeordnet innerhalb der verschiedenen Sozialwissenschaften. Auch hier habe ich den konstruktivistischen Einwand, dass es nicht um ontologische Abgrenzungen, sondern allenfalls um Beobachtungsperspektiven gehen kann, die jede für sich wiederum universell sein kann. Für die Differenzierungsleistung selbst spielt dieser Einwand aber keine relevante Rolle.

Ein weiterer Pluspunkt des Buches sind die originellen Beispiele. Warum nicht bestimmte Fragestellungen an Kochsendungen ausprobieren, die ein kleines und weitgehend abgeschlossenes Forschungsobjekt sein können. Es ist beeindruckend, wie virtuos und souverän Kuhlmann nicht nur über ein enorm breitgefächertes Wissen verschiedener Felder des Fachs verfügt, sondern dies auch beispielhaft erläutern kann – vielleicht ein positiver Nebeneffekt des hohen Lehrdeputats und der damit verbundenen Routine in Lehre und Didaktik.

Ebenfalls überzeugend sind die Reinterpretationen verschiedener kommunikationswissenschaftlicher Ansätze im Licht der Weltbezugstheorie. Kritiker könnten vermuten, dass hier nur eine theoretische Meta-Soße über bereits bestehende Theorien gekippt wird, dass also eine unnötige Abstraktion vorgenommen wird. Dem würde ich vehement widersprechen, denn unser Fach ist im Vergleich insbesondere zur Soziologie zu wenig abstrahierend und theoretisch oft zu hemdsärmelig. Umso wichtiger ist es, dass die Anbindung von Theorien mit größerer Reichweite an solche mit mittlerer Reichweite auch von Kommunikationswissenschaftlern vorgenommen wird. Im optimalen Fall verhilft das Buch damit der Kommunikationswissenschaft zu mehr Resonanz in den anliegenden sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Schließlich versäumt es der Verfasser nicht, die empirische Anwendbarkeit seines Ansatzes zu demonstrieren. Insbesondere in Inhaltsanalysen können somit valide, theoretisch abgeleitete Variablen berücksichtigt werden. Die Messung von Weltbezügen bildet deshalb ein eigenes, wenngleich kurzes Hauptkapitel. Der Verfasser hat ein so erzeugtes Kategorienschema

bereits erfolgreich getestet. Hier kann man gespannt sein, wie von hier aus die Inhaltsanalyse weiterentwickelt werden kann.

Das Buch bietet so viele Anregungen für neue Fragestellungen und Hypothesen, Argumente, mit denen sich auseinanderzusetzen lohnt, dass man es nicht nur ganz lesen sollte, sondern vielleicht sogar mehrmals. Es sollte in Theorievorlesungen unbedingt gelehrt werden; und die method(olog)ischen Konsequenzen – insbesondere für die Inhaltsanalyse – sind ebenfalls bedenkenswert. Es ist erfreulich, dass mal wieder ein Kommunikationswissenschaftler ein solches Buch geschrieben hat und man nicht nur aus anderen Disziplinen die interessanten Ansätze beziehen muss.

Armin Scholl

Christoph Marx

**Politische Presse im Nachkriegsberlin
1945-1953**

Erik Reger und Rudolf Herrnstadt

Stuttgart: ibidem-Verlag, 2016. – 220 S.

ISBN 978-3-8382-0985-2

Christoph Marx' Einleitung kommt etwas schwerfällig daher und braucht einige Seiten, um sich von der Reformation bis ins Berlin der Nachkriegszeit vorzuarbeiten. Dabei liegt es auf der Hand, dass dieser Ort und diese Zeit ein perfektes Beispiel liefern, um die enge Verbindung zwischen Pressegeschichte und machtpolitischer Auseinandersetzung zu zeigen. Christoph Marx untersucht, wie *Tagesspiegel* und *Berliner Zeitung* in den Kalten Krieg hineingeboren wurden, welche Pläne sowjetische und amerikanische Besatzungsmacht mit diesen Zeitungen hatten und welche Rolle die Chefredakteure der beiden Zeitungen im frühen Systemkonflikt spielten: Erik Reger beim *Tagesspiegel* und Rudolf Herrnstadt bei der *Berliner Zeitung*.

Der freiberufliche Historiker Marx schreibt diese Pressegeschichte als Doppelbiographie von Reger und Herrnstadt. Beide Frontkämpfer für die jeweilige Besatzungsmacht, beide nicht in Berlin geboren, sonst sehr unterschiedlich: Der eine, Herrnstadt, bürgerlicher Herkunft aus Oberschlesien, jüdisch, Auslandskorrespondent für Osteuropa beim *Berliner Tageblatt* unter Theodor Wolff, Verfolgung im Nationalsozialismus und Emigration in die Sowjetunion, fiel in Ungnade nach Stalins Tod und wurde aus dem ZK der SED entlassen, weil er Reformen forderte. Er führte anschließend ein Archivarenleben in der DDR-Provinz. Der an-

dere, Reger, aus dem Arbeitermilieu des Rheinlands, geisteswissenschaftliches Studium, produzierte die Betriebszeitung für Krupp, ein autodidaktischer Literat, antikommunistisch, gehörte nach 1945 zur ersten Journalistengruppe, die in die USA reisen durfte.

Die Doppelbiographie ist ideengeschichtlich angelegt. Das heißt, hier stehen politische Überzeugungen im Vordergrund. Die Fruchtbarkeit des Ansatzes zeigt sich zum Beispiel dann, wenn Marx die wechselseitigen Bezüge im Tagesspiegel und der Berliner Zeitung erhellt und herausarbeitet, wie mit Ideen gekämpft wurde und wie unterschiedlich die politischen Ereignisse in beiden Zeitungen gedeutet wurden. Oder wenn Reger und Herrnstadt von Mitarbeitern ganz anders beschrieben werden als die mitunter phrasenartig geratenen Formulierungen suggerieren, die der Autor selber wählt. Ideengeschichte kann mehr produzieren als einen Blick auf „bis zur Selbsterstörung arbeitende Überzeugungstäter“ oder die „bemerkenswerte Symbiose von Geist und Macht“ (S. 11).

Wenn man etwas an dieser nicht im akademischen Raum entstandenen Studie kritisieren möchte, dann die fehlende Diskussion von Literatur und Quellen. Zu Reger hat Marx Nachlass und Tagebuch gesichtet, zu Herrnstadt gab es offenbar nur den gefilterten Blick der Tochter in einer Biographie. Ansonsten hat Christoph Marx vor allem Presseartikel ausgewertet, die u. a. den spannenden Zeitungskrieg um die Vereinigung von KPD und SPD lebendig werden lassen, in dem auch der Tagesspiegel sich an eine Partei band und für die antikommunistische Sozialdemokratie kämpfte. Marx hat sich auf den Weg in mehrere Archive gemacht, um die Pläne der Besatzungsmächte und den Aufbau der Redaktionen zu rekonstruieren. Eine Einordnung der Sekundärliteratur, die vor 1989 entstanden ist, findet nur knapp in einer Fußnote statt. Die in dieser Studie ausführlich zu Wort kommenden Autoren Mendelssohn (1982), Hurwitz (1972) und Holzweißig (1989, 2002) werden dabei nicht beleuchtet. Journalismusgeschichte geht schon lange „über Anekdoten hinaus“ (S. 17), die Erforschung der DDR-Presselenkung ist mittlerweile aktueller als Holzweißig (Fiedler 2014).

Dem dritten und zentralen, biographischen Teil des Buches sind zwei Kapitel vorgeschaltet, in denen die ideologischen, politischen und kommunikativen Rahmenbedingungen nach 1945 beschrieben sowie die Entwicklung der Berliner Presselandschaft in dieser Zeit dargestellt werden. Diese beiden Kapitel sind (zu) lang. Sie bieten wenige neue Erkenntnisse, stüt-

zen sich auf bekannte Grundlagenliteratur zur Pressegeschichte sowie ein früheres Buch des Autors. Deutlich machen sie aber doch, dass die Auswahl der richtigen Chefredakteure auf beiden Seiten die wichtigste Entscheidung war, um die Presse für das jeweilige System arbeiten zu lassen. Reger, ausgesucht von Peter de Mendelssohn, Presseoffizier für die USA, hatte erlebt, dass der eigene Vater bei Krupp bescheiden aufsteigen konnte, studierte und arbeitete dann selbst bei dem Konzern; Herrnstadt verdankte der Sowjetunion sein Leben. Dass beide „nie nur ferngesteuerte Handlanger“ waren, ist offensichtlich. Es musste unter diesen beiden Journalisten gar keine Fernsteuerung der täglichen Pressearbeit geben.

Auch wenn seine Sympathie dem Westen gilt, bemüht sich Christoph Marx, Reger und Herrnstadt, Tagesspiegel und Berliner Zeitung ungeachtet der dahinterstehenden politischen Ideologie von verschiedenen Seiten zu sehen. Etwa wenn er schreibt, dass aus Tageszeitungen auf der östlichen und westlichen Seite Berlins „der jeweiligen Besatzungsmacht verpflichtete ‚kollektive Propagandisten, Agitatoren und Organisatoren‘“ wurden. Ein-, zweimal mehr Korrekturlesen hätte dem Buch gutgetan.

Maria Löblich

Literatur

- Fiedler, Anke (2014): Medienlenkung in der DDR. Köln: Böhlau.
 Holzweißig, Gunter (1989): Massenmedien in der DDR. Berlin: Holzapfel.
 Holzweißig, Gunter (2002): Die schärfste Waffe der Partei: eine Mediengeschichte der DDR. Köln: Böhlau.
 Hurwitz, Harald (1972): Die Stunde Null der deutschen Presse. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
 Mendelssohn, Peter de (1982): Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse. Frankfurt am Main/Berlin: Ullstein (1. Auflage 1959).

Leonard Reinecke / Mary Beth Oliver (Hrsg.) The Routledge Handbook of Media Use and Well-Being

New York: Taylor & Francis, 2017. – 465 S.
 ISBN 978-1-138-88658-2

Gesundheit wird von der Weltgesundheitsorganisation als ein Zustand des körperlichen, psychologischen und sozialen Wohlbefindens definiert. Dennoch wurden lange Zeit sowohl in den Medien als auch in der Forschung ledig-

lich die körperlichen Aspekte der Gesundheit und die Einflussfaktoren für Krankheiten diskutiert und untersucht. Inzwischen hat sich in den Gesundheitswissenschaften die Perspektive in zweierlei Hinsicht verschoben. Zum einen wird neben der körperlichen Gesundheit auch die psychologische Gesundheit stärker berücksichtigt. Zum anderen wird stärker auf jene Faktoren fokussiert, die zur Gesunderhaltung beitragen, und nicht nur auf diejenigen, die die Krankheiten verursachen. Diesem Perspektivwechsel folgt „The Routledge Handbook of Media Use and Well-Being“ von Leonard Reinecke und Mary Beth Oliver in vorbildlicher Weise. Die Beiträge befassen sich überwiegend *nicht*, wie sonst üblich, mit den schädlichen Effekten der Mediennutzung für den Körper, sondern fokussieren die positiven psychologischen Wirkungen. Negative psychologische Effekte wie Onlinespielsucht, Aggressionen oder Stress durch die permanente Verfügbarkeit von sozialen Informationen werden allerdings auch nicht ausgeblendet.

Die Teile 1 bis 3 liefern die Grundlagen und schaffen einen Überblick über die theoretischen und methodischen Ansätze der psychologischen Forschung zum Wohlbefinden. Dabei werden vorrangig hedonistische und eudaimonische Ansätze und Messverfahren der Psychologie erläutert, während alternative bzw. ergänzende Ansätze zum Wohlbefinden aus anderen Forschungsdisziplinen wie Gesundheitswissenschaften, Medizin oder Soziologie vor allem im ersten Teil leider wenig Beachtung finden. Teil 2 und 3 differenzieren dies weiter aus, indem sie auf die Prozesse und deren Einflussfaktoren fokussieren, die zwischen Mediennutzung und Wohlbefinden liegen. Dabei wird auch identifiziert, welche Moderatoren die positive Wirkung der Mediennutzung auf das Wohlbefinden beeinträchtigen können.

Die anschließenden Teile 4 und 5 leisten eine wichtige Transferleistung für die Erschließung dieses Forschungsfeldes, indem sie die positiven Wirkungen der Mediennutzung auf vielfältige Anwendungsgebiete (sog. *real-world implications*) und auf verschiedene Rezipientengruppen übertragen. Dabei umfassen diese Teile eine viel breitere Betrachtung des Wohlbefindens (weit über die im Theorieteil beschriebenen psychologischen Prozesse hinaus), indem sie viel expliziter auch gesellschaftliche (z. B. das politische Wohlbefinden) und soziale Aspekte (z. B. die soziale Unterstützung) des Wohlbefindens einbeziehen. Ebenso werden für die Rezipienten auch ethnische und kulturelle Merkmale unterschieden. Daraus ergibt sich allerdings eine gewisse Differenz von Theorie- und

Praxisteil, wobei der Transferteil dem umfassenden Anspruch des Buchtitels „Handbook of Media Use and Well-Being“ viel besser gerecht wird.

Im Transferteil finden sich vor allem mit den Beiträgen von Wei Peng und Tom Day zu Exergames und von Sabine Trepte und Michael Scharkow zu Onlineselbsthilfegruppen auch Hinweise auf die Mediennutzungseffekte für die körperliche Gesundheit (z. B. eHealth und mHealth-Angebote zur Bewegungsförderung oder in der Therapie) und andere entsprechende Messmethoden. Weiteres Material dazu findet sich, wie eingangs angedeutet, allerdings bereits in anderen Publikationen ausreichend. Matthias Hastall betont in seinem Beitrag richtigerweise, dass die drei Aspekte (körperliches, psychologisches und soziales Wohlbefinden) gemeinsam und in ihren Wechselwirkungen in Bezug auf die Mediennutzung betrachtet werden müssen, da sie u. U. auch konträre Effekte haben, so wie auch hedonische und eudaimonische Ziele gegensätzlich sein können.

Besonders positiv hervorzuheben ist die Breite der Medienformen und die Vielfalt der Kontexte der Mediennutzung. Die Autor*innen, die für die Entwicklung dieses Handbuchs in einem DFG-Netzwerk zusammengearbeitet haben, stammen aus verschiedenen Disziplinen und zahlreichen Ländern (u. a. Deutschland, USA, China, Australien).

Insgesamt bietet das Handbuch, das zu Recht von Christoph Klimmt in seinem Beitrag als „conceptual foundation“ für „the emerging field of positive media psychology“ bezeichnet wird, einen reichen Fundus an Ansatzpunkten für die weitere Forschung. Jeder Artikel im Handbuch ist voll von Forschungsideen, mutigen Schritten in bisher dunkle Forschungsecken und neuen Perspektiven auf altbekannte Konzepte, die es vielfach noch empirisch zu prüfen gilt. Es bleibt zu wünschen, dass diesen Aufrufen viele Wissenschaftler*innen folgen, um noch viel intensiver, genauer und breiter zu ergründen, wie Mediennutzung zu einem guten Leben beitragen kann. Denn, auch das zeichnet das Buch aus, es finden sich auch vielfach Ideen für Interventionsansätze, wie Mediennutzung strategisch für mehr Wohlbefinden eingesetzt werden kann (wie etwa der Beitrag zur Medienkompetenz von Erica Scharrer, Laras Sekarasih und Christine Olson).

Die englische Sprache macht die Rezeption auch auf internationaler Ebene möglich, wenngleich der hohe Preis eine kleine Barriere in dieser Hinsicht ist (der allerdings für den Umfang des Handbuchs gerechtfertigt scheint). Es bleibt zu hoffen, dass die Beiträge auch einzeln

online verfügbar sein werden (auch weil das Titelbild leider gar nicht zur positiven Ausrichtung des Buches passt).

Doreen Reifegerste

Georg Ruhrmann / Sabrina Heike Kessler / Lars Guenther (Hrsg)

Wissenschaftskommunikation zwischen Risiko und (Un-)Sicherheit

Köln: Herbert von Halem Verlag, 2016. – 244 S.

ISBN 978-3-86962-196-8

Risiko ist ein klassisches Thema der Wissenschaftskommunikation. Spätestens mit Ulrich Becks „Weltrisikogesellschaft“ (2007) wächst die Aufmerksamkeit in der Gesellschaft, aber auch in der Wissenschaft selbst, für den paradoxen Zusammenhang von wissenschaftlichem Erkenntnisfortschritt mit Komplexität und Unsicherheit. Den kommunikativen Aspekten und Herausforderungen dieses Paradoxons widmete sich im Januar 2015 in Jena die zweite Jahrestagung der damaligen Ad hoc-Gruppe (und jetzigen Fachgruppe) Wissenschaftskommunikation in der DGPK. Der vorliegende Band ist die Dokumentation dieser Tagung.

Georg Ruhrmann, Sabrina Heike Kessler und Lars Guenther haben aus 19 Präsentationen acht Beiträge von hoher Qualität und guter Passung für den Tagungsband ausgewählt, so dass sich ein spannender und aktueller Rundumblick auf die kommunikationswissenschaftliche Forschung zu Risiken und Unsicherheit im deutschsprachigen Raum bietet. Der Band startet mit einer ausführlichen Einleitung, in der die Herausgeber die Relevanz dieses Bereichs kommunikationswissenschaftlicher Wissenschaftsforschung darlegen und die potenzielle Fragilität, Qualitätskriterien und auch das Konfliktpotenzial von wissenschaftlicher Evidenz thematisieren. Sie formulieren elf Thesen zu Perspektiven und Reformbedarf der Wissenschaftskommunikation, die der Beachtung und Diskussion wert sind. Vor allem der Beobachtung, dass das Feld der Wissenschaftskommunikation in Deutschland sich im Aufbruch befindet und der Unterstützung auch aus Wirtschaft und Politik bedarf, möchte ich mich im derzeitigen postfaktischen Zeitalter anschließen, das die Glaubwürdigkeit und Anerkennung wissenschaftlichen Wissens besonders anbelangt.

Dem Einleitungskapitel folgt ein kurzer Essay zu Wissenschaft und Öffentlichkeitsarbeit von Emma Weitkamp, der Chefredakteurin

vom Journal of Science Communication. Dann folgen die Tagungsbeiträge, die in drei thematische Blöcke sortiert wurden:

Der erste Block ist der Kommunikatorforschung gewidmet und von hoher praktischer Relevanz. Der Beitrag von Markus Lehmkuhl und Hans Peter Peters beschäftigt sich mit dem Umgang des Journalismus mit Ambivalenz, Fragilität und Kontroversität am Beispiel der Neurowissenschaften. Die Autor*innengruppe um Christoph Klimmt thematisiert eine in der kommunikationswissenschaftlichen Wissenschaftsforschung bisher unterbelichtete Fächergruppe: die Sozialwissenschaften und den Umgang von Journalist*innen mit sozialwissenschaftlicher Evidenz.

Im zweiten Block zu medialen Darstellungen von Wissenschaft stehen im ersten Beitrag von Julia Serong, Marcus Anhäuser und Holger Womer Qualitätsveränderungen der Wissenschaftskommunikation am Beispiel medizinischer Themen im Mittelpunkt. Es geht um Beschreibung und Evaluation des Peer Review-Verfahrens bei www.medien-doktor.de – ein Projekt, das sich der Qualitätsmessung, Qualitätsverbesserung und Kommunikation von Qualitätskriterien im Wissenschaftsjournalismus widmet. Um die Darstellung von Ungewissheit von klimawissenschaftlichen Erkenntnissen geht es im darauffolgenden Text von Jörg Hassler, Marcus Maurer und Corinna Oschatz.

Der dritte Block zu Rezeptionsforschung bleibt zunächst bei der Klimaforschung, Julia Metag, Mike S. Schäfer und Katharina Kleinen-von Königslöw haben die Wahrnehmung von Klimawandel-Bildern in Deutschland untersucht. Um visuelle Kommunikation geht es auch in dem Beitrag von Sabrina Heike Kessler, Doreen Reifegerste und Lars Guenther zur Evidenzkraft von Bildern in der Wissenschaftskommunikation. Den Umgang von Rezipient*innen mit wissenschaftlicher Ungesicherheit am Beispiel von Nanotechnologie untersucht Jutta Milde und Berend Barkela.

Abgeschlossen wird der Band durch einen Beitrag von Hannah Früh, in dem die Bewertung abstrakter numerischer Informationen im Risikokontext im Fokus steht. Dahinter steckt eine Studie, in der untersucht wurde, wie Rezipient*innen den Informationsinhalt eines Beitrags bewerten, abhängig von der Präzision der präsentierten numerischen bzw. statistischen Information. Hanna Früh kommt zu dem Schluss, „dass wissenschaftliche Informationen in Form von Zahlenwerten vielleicht gerade in der Risikogesellschaft nicht nur dazu dienen, einen Sachverhalt darzustellen, sondern vielleicht auch dazu genutzt werden können, Si-

cherheit (in Form des Eindrucks, gut informiert zu sein) herzustellen, obwohl sie inhaltlich betrachtet eigentlich unsicheres Wissen darstellt.“ (S. 228)

Risiken und Unsicherheit sind aktuelle wichtige Herausforderungen für die Wissenschaftskommunikation. Den vorliegenden Band möchte ich sowohl den Praktiker*innen als auch den Forscher*innen im Feld der Wissenschaftskommunikation zur Lektüre empfehlen.
Corinna Lüthje

Georg Ruhrmann / Yasemin Shooman / Peter Widmann (Hrsg.)

Media and Minorities

Questions on Representation from an International Perspective

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016. – 237 S.

ISBN 978-3-525-30088-6

(Schriften des Jüdischen Museums Berlin, Bd. 4)

Hervorgegangen ist der Sammelband aus einer internationalen Konferenz der Akademie des Jüdischen Museums Berlin in Kooperation mit dem Rat für Migration. Namhafte Autorinnen und Autoren aus Deutschland, aber auch aus den sog. klassischen Einwanderungsländern wie Kanada und den USA, beleuchten die Frage, wie Presse, Funk, Fernsehen und das Internet mit dem Thema „Minderheiten/Migration“ umgehen. Die Befunde aus dem In- und Ausland ähneln sich: In den großen Medienhäusern dominieren oft die Perspektiven und Interessen der Bevölkerungsmehrheiten, zumindest was die journalistischen Eliten angeht. Die Kritik an diesem Zustand wächst aber in verschiedenen Ländern. Es sind Initiativen wie die „Neuen deutschen Medienmacher“ entstanden, die sich vor allem im Internet Gehör verschaffen. Gleichzeitig ist aber auch das World Wide Web ein Forum für rechtsextreme und rechtspopulistische Gruppierungen, wie in dem Beitrag von Yasemin Shooman deutlich wird.

Die Beiträge des Bandes zeigen auch die Grenzen einfacher Rezepte auf, wenn es darum geht, Verbesserungen herbeizuführen. So führt die Umsetzung einer alten, aber immer noch aktuellen Forderung von Medienwissenschaftlern wie Georg Ruhrmann, mehr Journalistinnen und Journalisten mit Migrationshintergrund in die Medien zu etablieren, nicht automatisch zur Beseitigung von Klischees und stereotypen Bildern in der Berichterstattung.

Zwar ist es schon gelungen, eine wichtige Diskussion in diesem Bereich in Gang zu bringen, wie Shion Kumai, die selbst für die „Neuen deutschen Medienmacher“ schreibt, in ihrem Beitrag feststellt. Aber es ist noch ein weiter Weg bis zur Selbstverständlichkeit, alle Menschen in der Einwanderungsgesellschaft anzusprechen und angemessen darzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, muss nicht nur ein Bewusstsein im Medienbereich geschaffen werden, sondern gesamtgesellschaftlich ein fruchtbarer Boden bereitet werden, „der einen kritischen Diskurs und zugleich aber auch ein friedliches und bereicherndes Zusammenleben ermöglicht“, wie die Medienwissenschaftlerin zurecht feststellt. Nicht nur dazu liefert der vorliegende Band wichtige Denkanstöße, wobei es wünschenswert wäre, wenn eine gut lesbare Zusammenfassung in Deutsch – das Buch ist größtenteils in Englisch verfasst – erscheinen und ein Publikum außerhalb der Fachwelt erreichen würde.

Karl-Heinz Meier-Braun

Dirk-Claas Ulrich

Die Chimäre einer globalen Öffentlichkeit

Internationale Medienberichterstattung und die Legitimationskrise der Vereinten Nationen
Bielefeld: transcript, 2016. – 586 S.

(Reihe: Edition Politik)

ISBN 978-3-8376-3262-0

(Zugl. Erfurt, Univ., Diss., 2015)

Internationale Institutionen und Organisationen fristen als Forschungsgegenstand in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung eher ein Nischendasein – das gilt auch für die prominenteste unter ihnen: die Vereinten Nationen. Vor diesem Hintergrund ist das übergreifende Ziel der vorliegenden Studie, die 2015 an der Universität Erfurt als Dissertation angenommen wurde, klar ein forschungspolitisches: Ausdrücklich moniert Dirk-Claas Ulrich die „insgesamt defizitären Forschungsanstrengungen zu den Vereinten Nationen“ und sucht „aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive die dezidierte Etablierung eines UN-spezifischen Forschungsstranges voranzutreiben, wie er im interdisziplinären Lehr- und Forschungsfeld der *UN Studies* in Deutschland langsam an Kontur gewinnt“ (S. 447f.).

Um dieses Forschungsthema methodologisch und theoretisch zu fundieren, hinterfragt die Untersuchung zunächst die verbreitete Globalisierungseuphorie gesellschaftlicher Diskur-

se, wie sie als „globalisierungsaffirmative Perspektive“ (S. 20) auch in der kommunikationswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit grenzüberschreitender Medienkommunikation zu finden ist. „Die Existenz einer medieninduzierten *globalen Öffentlichkeit* kann allenfalls als *Chimäre* – als eine Illusion, als ein Trugbild – begriffen werden“, so die „globalisierungsskeptische Perspektive“ (S. 23), die Ulrich stattdessen einnimmt und in einer breit angelegten Theoriediskussion ausführlich begründet.

Ulrich setzt dem bloßen Narrativ der Medien-globalisierung aus von Saskia Sassen in den globalisierungstheoretischen Diskurs eingebrachte Konzept der „globalen Assemblagen“ (S. 60ff.) entgegen, das die Interdependenz, Komplexität und Multidimensionalität globaler Prozesse betont und globale Verflechtungen auf unterschiedlichen Ebenen und Niveaus von Vergesellschaftung beschreibt. Für die Analyse des medialen Einflusses auf die Konstitution globaler Publizität und Öffentlichkeit heißt dies, „dass sich globale Öffentlichkeiten gegenüber anderen bestehenden Öffentlichkeitskonfigurationen [...] durch ihre *Komplementarität* auszeichnen“ (S. 183).

Um die komplexen „Konditionen globaler Öffentlichkeit“ als „*entangled public spheres*“ (S. 186) empirisch einzufangen, eignen sich die Vereinten Nationen in besonderer Weise: Einerseits kann ihnen „grundsätzlich das Potential zugesprochen werden, als Impuls einer global-verflochtenen Öffentlichkeit zu fungieren“ (S. 447); andererseits weisen gerade die Funktions- und Legitimationskrisen der Weltorganisation auf eine enorme Fragmentierung der UN- als einer Form von Weltöffentlichkeit hin.

Dieses Spannungsfeld aufzuzeigen und zu modellieren, ist Anliegen der von Ulrich unternommenen vergleichenden Analyse der Presseberichterstattung über die UN von 2004 bis 2007. Mit Deutschland, Indien, Tansania und den USA versucht die Studie, „neben einem größtmöglichen räumlich-geographischen Länderfokus insbesondere eine Balance entlang struktureller geopolitischer Affiliationen innerhalb der internationalen Beziehungen abzubilden“ (S. 24). Entlang differenzierter „Evaluationsdimensionen globaler Öffentlichkeiten“ (S. 111ff.) wird dann im quantitativ-empirischen Herzstück der Untersuchung detailliert ebenso die mediale Darstellung, Resonanz und Sichtbarkeit der UN in den einzelnen nationalen Pressediskursen wie deren Verflechtung und Verknüpfung als globale UN-Öffentlichkeit rekonstruiert.

Mit Blick auf die bereits im Theoriekapitel kritisch diskutierten Globalisierungsleistungen der Auslandsberichterstattung sind die Resultate ein ebenso deutlicher wie ernüchternder Beleg für die Limitation globaler „massenmedialer Kommunikationsverflechtungen“ (S. 448) – hier im UN-Kontext. So offenbart sich über alle Untersuchungsdimensionen hinweg eine „Diskrepanz zwischen faktischer journalistischer Praxis und normativem Idealbild deliberativer (globaler) Öffentlichkeiten“, gekennzeichnet durch „tendenzielle Ausblendung und Distorsion“, die „Prävalenz quasi-solipsistischer Diskurse“, einen „wechselseitig omissiven Charakter“ sowie „hierarchisierte, vermachtete Monologe einiger Weniger mit national-restringierten Horoptern“ (S. 448): „Insgesamt obstruieren die Logiken der Auslandsberichterstattung in ihrer Konsequenz die Etablierung tiefenverknüpfter Öffentlichkeiten, die ein global wirksames und kritisches Potential aufbauen, um im normativen Sinne die notwendigen Grundlagen für unabdingbare global-demokratische Strukturen zu bilden“ (S. 449).

Für die Autorität der UN als zentraler politischer Akteur in internationalen Beziehungen stellt sich das damit verbundene „Fehlen“ medial vermittelter „global-verflochtener Legitimitätsformationen“ (S. 451) als eine große Herausforderung dar. Mediale Transparenz und Öffentlichkeit sind wesentliche Legitimationsquellen für die Position und Rolle sowie die Handlungsfähigkeit und Vertrauenswürdigkeit internationaler Organisationen – „unbestimmtes Medienengagement“ und disperse „mediale Legitimationsgeographien“ (S. 446, 447) wirken dagegen eher delegitimierend.

Zusammengenommen eröffnen die Untersuchungen profunde Einblicke in die empirische Substanz der Öffentlichkeit der Vereinten Nationen, von denen hier nur Kernresultate der gut 600 Seiten umfassenden Studie vorgestellt werden konnten. Sicher sind mit einer Fallstudie mancherlei Restriktionen verbunden. Doch durch die durchweg gründliche und umfassende Darstellung der Daten und Ergebnisse sowie ihre Einordnung und Diskussion in vorliegende Forschungen zeichnet Ulrich ein weit über das Beispiel hinausgehendes Bild der Konditionen und Strukturen der UN-Öffentlichkeit, das zugleich viele Forschungsimpulse vorhält, wenn die Kommunikationswissenschaft die UN als Gegenstand für sich entdeckt.

Erik Koenen

Marc Ziegele

Nutzerkommentare als Anschlusskommunikation

Theorie und qualitative Analyse des Diskussionswerts von Online-Nachrichten

Wiesbaden: Springer VS, 2016. – 626 S.

ISBN 978-3-658-12821-0

Große Hoffnungen knüpfte der Online-Journalismus anfänglich an die Kommentare, die NutzerInnen unter Webartikeln und auf sozialen Netzwerken hinterlassen können: Hoffnungen zum einen auf mehr Teilhabe von BürgerInnen am gesellschaftlichen Diskurs, zum anderen auf zusätzliche Perspektiven und Informationen mit journalistischem Mehrwert. Angesichts des letztendlich nur geringen Anteils an UserInnen, die tatsächlich kommentieren (vgl. etwa Springer et al. 2015), sowie aufgrund von „Trollen“, „hatespeech“, „Cyber-Propaganda“, „Lügenpresse“-Vorwürfen und persönlichen Angriffen auf JournalistInnen wie NutzerInnen trat jedoch bald Ernüchterung ein; eine wachsende Zahl von Medien schließt gar ihre Kommentarbereiche (vgl. Cherubini 2016). Dennoch bleiben Kommentarbereiche und Diskussionsforen das am weitesten verbreitete Feature zur Publikumsbeteiligung (vgl. Stroud et al. 2016; Trost/Schwarzer 2012), verändern das Publikums- und Selbstbild von JournalistInnen (Heise et al. 2014; Loosen et al. 2013a, b; Reimer et al. 2015) und beeinflussen, wie NutzerInnen Diskursthemen sowie Medienqualität wahrnehmen (Prochazka et al. 2016; Winter et al. 2015). Mit anderen Worten: Kommentare behalten „politische, gesellschaftliche und journalistisch-ökonomische Relevanz“ (547).

Trotz einer Vielzahl an Studien wissen wir jedoch noch recht wenig über den Zusammenhang von Nachrichten mit KommentatorInnen und ihrem Kommentierverhalten. Es ist daher erfreulich, dass sich Marc Ziegele in seiner Dissertation einem Aspekt dieser Beziehung widmet: Ausgehend von der Beobachtung, dass „die Zahl und die Inhalte der Kommentare artikelspezifisch [...] stark schwanken“, entwickelt Ziegele (547) ein „theoretisches Modell zur Erklärung und Prognose von Nutzerkommentaren“.

Zwar scheint das Referenzobjekt des als „Diskussionswert“ betitelten Konzepts mehrfach zu wechseln: Mal sieht Ziegele darin – analog zum Nachrichtenwert – eine den *Online-Nachrichten* zugeschriebene Eigenschaft (vgl. etwa 144, 203, Abb. 7); mal wird der Diskussionswert „als die Bereitschaft eines *Nutzers* de-

finiert, einen [...] Kommentar zu veröffentlichen“ (547; *kursiv JR*). Abgesehen von dieser Ungenauigkeit geht Ziegele überzeugend vor, wenn er ein bemerkenswertes Spektrum an theoretischen Konzepten und empirischen Erkenntnissen zu vier Einflussfaktoren auf Kommentaranzahl und -inhalte verdichtet:

Erstens gehörten dazu die Eigenschaften der Nachrichten, genauer: die klassischen Nachrichtenfaktoren, die über das kognitive und affektive Involvement der NutzerInnen vermittelt auf den Diskussionswert wirkten. Ziegele ergänzt sie einleuchtend um nicht-ereignisimmanente Aspekte der journalistischen Darstellung, die ebenfalls den Diskussionswert beeinflussten (354-376).

Zweitens beeinflussen die Eigenschaften der Kommentare anderer NutzerInnen den Diskussionswert: Sie steigerten etwa tendenziell das Involvement von UserInnen, indem sie ihr Weltbild oder ihre Identität herausforderten (548). Diese formalen, rhetorischen und pragmatischen Diskussionsfaktoren bestimmt Ziegele (549) näher unter Rückgriff auf Konzepte aus der Forschung zu politischer interpersonaler und Online-Kommunikation.

Den *dritten* Einflussfaktor stellen die soziotechnischen Rahmenbedingungen des Kommentierens dar. Ziegele schlägt hier das Konzept der Diskussionsarchitektur vor, nach dem Kommunikationstechnologien und ihre soziale Ausgestaltung zweifach wirksam würden: sowohl eigenständig als auch, indem sie moderierend auf die Diskussionsfaktoren wirkten.

Viertens agierten die individuellen Merkmale der NutzerInnen erstens als „Filter“ bei der Wahrnehmung der vorgenannten Faktoren und zweitens eigenständig. So resümiert Ziegele, „dass situationsübergreifend vor allem ältere und männliche Nutzer mit großem Themeninteresse, Vorwissen, kognitiven Fähigkeiten und hoher Einstellungsstärke sowie hoher Internetkompetenz, einer intensiven Mediennutzung bei gleichzeitig mindestens moderat ausgeprägtem Medienskeptizismus und einem hohen Grad an Extraversion partizipieren.“ (549-550) Allerdings handle es sich hierbei um uneinheitliche, teils gar widersprüchliche Erkenntnisse.

Im empirischen Teil der Arbeit wird das theoretische Modell des Diskussionswerts zunächst abgeglichen mit den subjektiven Theorien kommentierender NutzerInnen, die Ziegele in 52 qualitativen Interviews erhebt. Anschließend führt Ziegele, zur weiteren Präzisierung, eine eigens entwickelte Inhalts-, Struktur- und Interaktionsanalyse von knapp 4.000 Kommentaren zu 40 besonders stark bzw. wenig kommentierten Nachrichten aus fünf Ressorts

von *Bild, Spiegel, Tagesschau, Zeit* und *Welt* durch. Diese Methodeninnovation könnte ein erster Schritt sein zur Erfassung der „*Kommunikationsdynamik*“ (Neuberger 2014: 568; kursiv im Orig.) in digital vernetzten Medien.

Aus den vielschichtigen Ergebnissen der Mehrmethoden-Studie, die Ziegeles Diskussionswert-Modell im Wesentlichen bekräftigen, seien die folgenden hervorgehoben: Kontroverse, erfahrbare, bedrohliche und personalisierte Nachrichten, die „sich direkt oder indirekt mit zentralen Normen und Werten [...] in Verbindung bringen lassen“ (551), werden weitgehend einmütig für diskussionswert befunden. Die journalistische Platzierung und Darstellung dieser könne dabei „weiteren ‚Diskussionsstoff‘ liefern“ (551). Während diese Nachrichtenfaktoren eine erste Betroffenheit auslösten (oder eben nicht), verstärkten, verringerten oder verlagerten Diskussionsfaktoren in bereits veröffentlichten Kommentaren diese anschließend. Das Fehlen wichtiger Nachrichtenfaktoren könne dabei bis zu einem gewissen Grad durch Diskussionsfaktoren aufgewogen werden. Die Diskussionsarchitekturen auf den Nachrichtenseiten schließlich seien entscheidend dafür, ob NutzerInnen einem Kommentierbedürfnis nachkämen oder nicht.

Diese qualitativ identifizierten Zusammenhänge bedürfen, so Ziegele, allerdings noch der Bestätigung durch quantitative Studien. Die von ihm (567) zu diesem Zwecke vorgeschlagenen Labor- und Feldexperimente zeigen dafür einen vielversprechenden Weg auf.

Ziegele bemerkt selbstkritisch, dass seine Arbeit zwar erschließe, was NutzerInnen dazu bewege, dass sie kommentieren. Was beeinflusst, wie sie kommentieren, d. h. die Einflüsse auf die Kommentarinhalte, würden jedoch nur ansatzweise erschlossen; hierzu seien etwa weitere inhaltsanalytische Studien nötig (567). Zudem weist Ziegele (564) darauf hin, dass sein Modell (noch) nicht angemessen widerspiegele, dass sich der Diskussionswert ändere, wenn der eigene Kommentar veröffentlicht ist oder andere DiskutantInnen neue Meinungsäußerungen tätigen. Die Analyse solcher Kommentierdynamiken steht noch aus.

Neben der Leistung, eine beachtliche Fülle an Erkenntnissen in einem theoretischen Modell integriert und dieses einer ersten empirischen Prüfung unterzogen zu haben, sind m. E. noch Ziegeles klare und gleichsam von vor-

schnellen Schlüssen und unzulässigen Verallgemeinerungen freie Argumentation und Sprache hervorzuheben. Lediglich mehr Abbildungen wie jene im theoretischen Teil (vgl. etwa 96, Abb. 5, und 203, Abb. 7) wären der Veranschaulichung und Übersichtlichkeit der vielschichtigen Ergebnisse zuträglich gewesen.

Julius Reimer

Literatur

- Cherubini, F. (2016, 14. April): Shutting Down Onsite Comments: a Comprehensive List of All News Organisations. <https://community.coralproject.net/shutting-down-onsite-comments-a-comprehensive-list-of-all-news-organisations/347> [9.6.2017].
- Heise, N.; Reimer, J.; Loosen, W.; Schmidt, J.-H.; Heller, C.; Quader, A. (2014): *Publikumsinklusio bei der Süddeutschen Zeitung*. Hamburg: Hans-Bredow-Institut. http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/1050 [9.6.2017].
- Loosen, W.; Schmidt, J.-H.; Heise, N.; Reimer, J. (2013): *Publikumsinklusio bei einem ARD-Politalk*. Hamburg: Hans-Bredow-Institut. http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/739 [9.6.2017].
- Neuberger, C. (2014): Konflikt, Konkurrenz und Kooperation: Interaktionsmodi in einer Theorie der dynamischen Netzwerköffentlichkeit. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 62(4), 567–587.
- Prochazka, F.; Weber, P.; Schweiger, W. (2016): Effects of Civility and Reasoning in User Comments on Perceived Journalistic Quality. *Journalism Studies*, 1–17.
- Reimer, J.; Heise, N.; Loosen, W.; Schmidt, J.-H.; Klein, J.; Attrodt, A.; Quader, A. (2015): *Publikumsinklusio beim Freitag*. Hamburg: Hans-Bredow-Institut. URL: http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/1115 [9.6.2017].
- Springer, N.; Engelmann, I.; Pfaffinger, C. (2015): User Comments: Motives and Inhibitors to Write and Read. *Information, Communication & Society*, 18(7), 798–815.
- Stroud, N. J.; Scacco, J. M.; Curry, A. L. (2016): The Presence and Use of Interactive Features on News Websites. *Digital Journalism*, 4(3), 339–358.
- Trost, K. E.; Schwarzer, B. (2012): *Social Web auf Online-Portalen deutscher Zeitungen. Eine empirische Untersuchung des Nutzungsverhaltens*. Baden-Baden: Nomos.
- Winter, S.; Brückner, C.; Krämer, N. C. (2015): They Came, They Liked, They Commented: Social Influence on Facebook News Channels. *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 18(8), 431–436.